

**Rüdiger Löbermann**

**anlässlich der Buchvorstellung „Glaube und Herrschaft – Amberg und die Reformation“ (Hrsg. Johannes Laschinger)**

**am 27. März 2019 im Paulaner-Gemeindehaus Amberg**

**(Dieser Vortrag ist zum Druck noch nicht überarbeitet!)**

## **Und weil sie nicht gestorben sind, so trennen sie noch heute?**

[Amberger] Vergangenheit und Gegenwart in Spannung.

### **Und weil sie nicht gestorben sind, so trennen sie noch heute? -**

so habe ich formuliert - mit Fragezeichen am Ende - sozusagen als Reflexion auf die Summe der fundierten Vorträge, die im heute vorgestellten Buch versammelt sind.

Es geht um die Spannung zwischen Amberger Vergangenheit und Gegenwart. Ich lade Sie zu meinem Nachdenken gemeinsam mit mir ein – ausgelöst durch jene Vorträge.

Im groben Umriss gehe an 3 Linien entlang, die ihren Ansatz in der Zeit des 16. Jahrhunderts, rund um das Jahr 1517, haben:

1. das staatliche und kommunale Selbstverständnis – früher hätte man nach dem Recht der Obrigkeit gefragt.
2. Veränderungen im Denken Einzelner, damals des sogenannten „gemeinen Mannes“
3. das kirchliche Auseinanderdriften – in unterschiedlichen Aspekten.

Daraus ergab sich meine vorsichtige Frage:

Wie erfahren wir heute jene Trennungen, Störungen, Verletzungen aus dem 16. Jahrhundert? Reitet uns eine unausrottbare Lust am Trennen? Bewegen wir uns in einem Scherbenhaufen, der nie wieder reparabel ist? Sind wir über Vergangenes hinweg oder – trennen wir noch heute?

#### **I. Die Obrigkeit**

a) Wer die hoch differenzierten und detailreichen Darstellungen des Buches nicht zur Kenntnis genommen hat, könnte möglicherweise einem sehr schlichten Denkmodell anhängen:

Das friedliche Miteinander einer oberpfälzischen Residenz-, Industrie- und Landstadt am Beginn des 2. Drittels des 16. Jahrhunderts erfuhr scheinbar die Heimsuchung durch eine eingeschleppte infektiöse Krankheit. Die kaum mehr

auszurottende kirchliche Seuche hat ein Jahrhundert der Unordnung hervorgebracht – mit Spätfolgen bis heute.

Ich denke – alle hier Anwesenden wissen: Dieses Bild ist reichlich schief. Denn die Ereignisse nach dem Schlüsseljahr 1517 kamen weder wie ein Blitz aus heiterem Himmel, noch schleichend oder verschwörerisch subversiv. Die zu jener Zeit zunehmend Gestalt gewordene Unruhe hatte einen erheblichen Vorlauf.

Zu jener Zeit erschien es längst nicht mehr zwingend erforderlich, für menschliche Fürstenmacht die sichtbare Übertragung eines göttlichen Auftrags in Anspruch zu nehmen. Mit der freien Formel „von Gottes Gnaden“ ließ sich Bedeutung beanspruchen. Aber – war diese Gnade der Zufall der Geburt, das Erbe, das rechtzeitige Absterben von Konkurrenten, ein Sieg in Scharmützeln? Zunehmend wurde gefragt:

Wo nehmen die Herrschenden ihre Rechte her, Rechte über Menschen, über ihren Besitz, über ihre Ernten, ihr Gemeinschaftsleben? Woher - wenn die Macht nicht mehr als Abbild eines gottgewollten Oben und Unten fungiert?

Hier taucht eine Trennlinie auf!

Der Gedanke wuchs, dass Macht von unten her übertragen ist durch das Volk - zum Schutz vor Feinden, zur Sicherung des Friedens und des einheitlichen, zuverlässigen Rechts. Ein Murren war vorhanden gegen alles Übrige, was jener Mantel der Fürsorge auch verbarg: hohe Steuerlasten, Leibeigenschaft, und viele Formen der Abhängigkeit.

b) Es ist nicht zufällig, dass rund um die Zeit der beginnenden kirchlichen Reformation zwei staatsrechtliche Hauptwerke geschaffen wurden – Niccolò Machiavellis „De Principe“ und „De Utopia“ des Thomas Morus: Das eine Werk gilt als eine Unterstützung der an eine Person gebundenen Macht und deren Durchsetzung im realen politischen Alltag – bis hin zu dem Staatsverständnis, das man immer noch mit dem Begriff Absolutismus verbindet. Das andere, das wahrhaft goldene Büchlein über den besten Zustand eines Staatswesens, versteht sich als humanistisches Ideal zur Verbesserung einer auf den Menschen ausgerichteten Ordnung.

Machtgewinn für die Person eines Fürsten – oder Dienstverpflichtung zu weitreichender gleichmäßiger Verteilung sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Teilhabe - diese Gegenbilder wurden entworfen. Zentralisierung nach oben – Selbstverantwortung, Emanzipation auf unterer Ebene, diese Polarisierung lag sozusagen in der Luft.

Gegenläufige Interessen wurden erkennbar:

Auf der einen Seite wuchs das Bemühen, im Anhäufen von Bedeutung, Funktion und Regelung den eigenen Einfluss zu sichern, auf der anderen Seite begann ein „Herunterdenken“ der Macht. Dörfer, Landschaften und Städte – auch Amberg – mühten sich, meist mit vorsichtiger Taktik, um das Recht als funktionierende, sich selbst verwaltende Gemeinschaftsverbände auf unterer Ebene. Können wesentliche Formen des Miteinanders nicht selbstbestimmt vor

Ort geregelt werden? Die Freiheit dazu wollte man sich zumindest Schritt für Schritt, scheinbarweise holen.

Eine Stadt wie Amberg suchte Gestaltungsräume und fand sie in der Wirtschaftspolitik, durch Förderung der Bildung, der Schulen, des Lesens und des Zugangs zu Wissenschaften, wie dies etwa in der Bibliothek deutlich wird. Freilich suchte diese zeitgemäße Emanzipationsbewegung in den Köpfen noch nach der anerkannten moralischen Legitimation. Möglicherweise war das Lebensgefühl so, wie Karl Valentin es ausgedrückt hat:

Mögen hätte ich schon wollen,  
aber dürfen habe ich mich nicht getraut.

Wollen – dürfen – können? Wer macht den entscheidenden Schritt?

II.

Die Richtung war 1517 bereits vorgegeben: Der Mensch ist als Einzelperson wahrzunehmen, als Individuum in der von ihm unmittelbar gestalteten Gemeinschaft lebend – signalisierte bereits im Lauf des 15. Jahrhunderts die aufkommende Bewegung des Humanismus.

Ad fontes – zurück zu den Quellen und Anfängen: Dieses Anliegen des Humanismus bedeutete ja auch: „Sucht danach wie es ursprünglich gemeint war!“

Wie war es gemeint – das Wechselspiel

zwischen Herrschaft und Unterordnung,

zwischen mächtigen Institutionen und Selbstbestimmung?

Der eigensinnig erscheinende reformatorische Rückbezug auf die Schrift war insofern Teil einer grundsätzlichen Fragestellung jener Zeit.

Provokant wurden unter den oberdeutschen Bauern Alltag und Heilige Schrift verbunden:

„Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“ hieß es – nach einem aus England stammenden Spruch.

Wie ist das Miteinander von Anfang an gedacht?

Konsequent führten die Gedanken des Humanismus dazu, der Macht das Menschenrecht und die Menschenwürde entgegen zu setzen.

Eine bis heute gültige, grundsätzliche, aber auch streitbewehrte Trennlinie wuchs daraus, ein wortwörtlich so zu benennendes Kriterium kam in die Köpfe.

Das Aufbegehren gegen Diskriminierung und Abhängigkeit in Leibeigenschaft entzündete sich den Nahtstellen von Politik und Glaube – also auffallend stark in jenen Gebieten, in denen Kleriker als weltliche, wirtschaftlich dirigierende, oft rechtlich bedrückende und individuell einengende Macht auftraten.

Die sogenannten 12 Artikel der oberschwäbischen Bauern aus dem Frühjahr 1525 wurden zu Anklagen. Wie ist es von Anfang an gedacht? Die aufbegehrenden Gruppen formulierten ihre Forderungen nach Freiheit und

Eigenrechten des Menschen unter Bezug auf die Heilige Schrift. Jene neu entdeckte Autorität stärkte den Impuls Lebensverhältnisse zu verändern: Untertanen begannen, sich als Menschen mit Rechten zu behaupten. Gestützt von Gottes Wort stand nun das Dürfen außer Frage – auch für den damals so genannten „gemeinen Mann“: Die Freiheit der Meinungsäußerung, auch in der Kritik bestehender Machtverhältnisse, wurde erprobt.

Das damals Trennende ist für uns heute zum Recht geworden – und dient als anerkannte Grenzlinie, als Unterscheidungsmerkmal gegenüber Ordnungen.

### III

Wie der hier vollzogene Paradigmenwechsel als Denken von unten her – oder besser: der Widerstreit der Denkvoraussetzungen - den Weg zu den „einfachen“ Menschen nahm, versuche ich nun doch am kirchlich-christlichen Beispiel zu zeigen – eigentlich an vier Perspektiven: Lehre, Pfarrer, Bürger, Fürsten.

#### a ) Christliche Lehre und Konfession

Ich lade zunächst ein, in Gedanken einen kurzen Blick in zwei vergleichbare Büchlein zu werfen.

Die eine Schrift ist von Martin Luther, Der Kleine Katechismus, von 1529, die andere von Petrus Canisius „Kleiner Katechismus und Kinderlehr“ – gedruckt unter anderem in Amberg und in Sulzbach – im Jahr 1596.

Ich greife lediglich die beiden unterschiedlichen Ansätze heraus.

Bei Martin Luther bilden die 10 Gebote das sogenannte erste Hauptstück. Dagegen setzt Petrus Canisius das apostolische Glaubensbekenntnis an den Anfang. Dies müsste noch keinen grundsätzlichen Unterschied ausmachen. Die Brisanz der Reihung wird erst sichtbar, wenn die von beiden jeweils beigegebene individuelle Hinführung betrachtet wird.

*„Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.“*

Refrainartig wird bei Luther diese Deutung zum 1. Gebot wie eine Meditation wiederholt.

Leben und Handeln im Glauben wächst aus dem dreifachen persönlich verinnerlichten und individuell zu vollziehenden „Gott fürchten, Gott lieben, Gott vertrauen“. Ernst Lange formulierte in der Konsequenz daraus vor einigen Jahrzehnten die Gebote als Beschreibung der „Zehn großen Freiheiten“ – Freiheit in individueller, persönlicher Verantwortung.

Petrus Canisius beginnt dagegen mit einer ganz anderen Ausgangsthematik:

*„Wes Glaubens bist du?“* fragt er –

noch bevor das Apostolische Glaubensbekenntnis im Textbestand angesprochen wird. Das heißt auch: Wo gehörst du hin?

*„Ich bin ein Katholischer Christ.“* lautet die erste zu verinnerlichende Antwort.

Und:

„Was ist ein Katholischer Christ?“ wird nachgefragt und dann geantwortet:

„Der ists, welcher, nachdem er getaufft ist, durchaus glaubt und bekennt, was die alte Katholische Römische Kirch glaubt und bekennt, es sey in der Bibel geschrieben, oder nicht.“

Mit diesen beiden Zuspitzungen sind die Streitpunkte und Gegensätze umrissen – trotz Gemeinsamkeit im Urgrund: unterschiedliche Denk- und Verhaltenslinien werden entwickelt.

Der Hausvater, die Familie, das Hausgesinde - alle werden angesprochen in ihrer Individualität, als Glaubende mit persönlicher Verantwortung vor Gott. Und im anderen Denkmodell sind alle unterschiedslos eingeordnet in die weit vor der eigenen Zeit und über alle individuell bestehende Zeit hinaus bestehende Korporation Kirche.

Wie stark leben Menschen von Selbstbestimmung und Mündigkeit – vor Gott und in der Welt?

Aber auch: Wie viel Sicherheit und Verlässlichkeit und Tradition braucht eine Gesellschaft?

Eine spannende Polarisierung - bis heute!

Amberg war am Puls der Zeit!

b) Pfarrer und Selbstverständnis

Es soll nicht verschwiegen werden, dass Luther selbst die sozialpolitischen Konsequenzen des neuen Denkens eher negativ gesehen hat, als gegen die Ordnung gerichtet. Aber auch ein Pfarrer wie Georg Helbling – um ihn als lokal bedeutenden Vertreter dieser Epoche zu nennen – hat ebenso diese Bedrohung empfunden: Die Ordnung gerät durcheinander.

Luther rief nach der Fürstenmacht zum Dreinschlagen gegen die geforderten politischen und sozialen Forderungen – freilich mit dem Bild eines Gewaltmonopols vor Augen. Ein Magister Helbling hat jene Ordnung in Gefahr gesehen, die ihm selber seinen von Gott zugewiesenen Platz gab.

Wollte die sich emanzipierende Stadt seine Priestereistenz auflösen? Wollte sie ihn, wie die berufenen Prediger und Diakone am liebsten als städtische Dienstperson, als normalen Steuerbürger und dem Stadtrecht unterstellten Funktionsträger ansehen? Nicht die Diskussion über Formen der Abendmahlsausteilung war allein der kritische Punkt. Vielmehr lief parallel dazu jene ganz persönlich empfundene, schmerzhaft und sehr grundsätzliche Neudefinition im Status.

Alle, die aus der Taufe hervorgekrochen sind, sind Priester – so hatte Luther pointiert formuliert. Dieser Grundsatz der kirchlichen Reformation war gleichzeitig Argument für die bürgerliche Gleichbehandlung. Das bedeutete Verlust geistlicher Privilegien, Verlust einer Immunität, die Geistlichen einen Raum eigenen Rechts zugestanden hatte.

Georg Helbling hat geahnt, was auf die priesterliche Existenz an Angriffen zukommt. Seither sind Funktion und Selbstverständnis von Priestern und Pfarrern in kritischer Sichtung. Die scharfe Trennlinie verläuft längst nur noch scheinbar

konfessionell. Immer wieder zeigt sich die Erosion eines Priester- und Pfarrerbildes – auch in Pendelbewegungen: Die Öffnung zur Welt – aggiornamento hat es Papst Johannes XXIII genannt - steht neben der Suche nach geistlicher Präsenz und Qualität. Die neuerdings wieder so begehrte Position des „zeitlosen Klerikers“ (Paul M. Zulehner) ist ebenso umstritten wie das Selbstverständnis, einen „Job wie jeder / jede andere“ zu betreiben. Die Trennung des 16. Jahrhunderts hat sich in eine Ökumene der Verunsicherung verwandelt.

Trotz der festen Rahmenbedingungen in der römischen nachtridentinischen Kirche ließ sich der Prozess der Personalisierung und Individualisierung, der Demokratisierung, der Orientierung an Menschenrechten und an der Selbstbestimmung „von unten“ nicht aufhalten.

Die Person hat glaubhaft und überzeugend zu sein – das verunsichert die Unanfechtbarkeit der Institution. Wie ethisch überzeugend verhält sich das „Bodenpersonal“ in Fragen der Gewalt, der gelebten Sexualität, im privaten Konsum, in Fragen der Ökologie, der Schöpfungsbewahrung, privater Flugreisen, in bischöflichen Medienauftritten oder im Blick auf das Tierwohl?

Heutige Öffentlichkeit reagiert empfindlich auf Reste kirchlicher Eigengesetzlichkeit, auf Anflüge von Andersbehandlung in strafrechtlicher Hinsicht, auf Einengungen von Mitsprache und Mitwirkung. Hier verlaufen heute Trennungen. Aber das Muster der Trennungen ist längst anders geworden.

#### c) Die Bürger und die Religion

Nach allem, was ich bisher gesagt habe, möchte ich einen etwas anderen Blick auf die Amberger Situation werfen – vielleicht eine „schräge“, eingefärbte, aber möglicherweise auch anregende Perspektive geben.

Was als Trennung gesehen wurde und immer wieder nachgezeichnet wurde ist zugleich Anfang für ein bewegtes Miteinander.

Können wir uns verdeutlichen, dass damals, unter Formen der Trennung, dennoch Wurzeln für ein Leben im Miteinander gewachsen sind – ausgerechnet in Amberg, darüber hinaus im Amberg-Sulzbacher Land?

Der Rückblick auf den so oft beschriebenen Dissens zeigt, dass offener, handfester Streit - zumindest in der Praxis – nicht absolut vorgegeben war. Neben den zahlreichen Nadelstichen hat Amberg insgesamt einen weithin gleitenden Prozess der Veränderung durchlebt. Auf persönlicher Ebene haben Amberger vermutlich für ein passables Miteinander innerhalb der Stadtgemeinschaft gesorgt.

Denn:

In den Jahren zwischen 1530 und 1550 gab es hier kein Verbot des tradierten römischen Ritus wie in anderen Städten einer sogenannten Ratsreformation. Der Rat bewegte sich vorsichtig zwischen Kurfürst, fordernden Bürgern und eigenem Wunsch nach einem, allerdings nicht offen zu deklarierenden Machtzuwachs. Die

Orientierung an der Wittenberger Reformation vermied die Parteibildungen „oberdeutscher“ Städte. Auch gab es wohl keine eklatanten sozialen Konflikte, die den Boden für Gruppierungen aus dem „linken“ Flügel der Reformation bereitet hätten. Das hat Spielräume für einen flexibleren Umgang innerhalb der Stadt bewirkt.

Amberg war anders.

Auch wenn es auf sich gestellt war - ohne die milde regelnde Hand des Fürsten wie Sulzbach - kann es dann, so frage ich im Forschungsinteresse, im Vergleich mit den Szenarien anderer Städte und wenigstens für kurze Zeit auch als ein Labor für ein Miteinander erscheinen, als praktizierter Versuch der Koexistenz und Toleranz? Das Verständnis von Toleranz als leidendes Dulden kann ja durchaus Vorrang gehabt haben – eine Inquisition fand im 16. Jahrhundert jedenfalls hier nicht statt!

Magister Helbling konnte bleiben – wenn auch leidend. Lutherisches Leben und reformiertes Kirchenregiment liefen schmerzhaft nebeneinander, offizielle Ausrichtungen konnten intern unterlaufen werden, wie dies die Amberger und Oberpfälzer auch in der umfassenderen Frage des Landrechts versuchten: Der Eigen-Wille der Menschen suchte nach Wegen – nicht unbedingt nach Krieg. Bestand also ein Anflug von Toleranz – freilich noch anders als wir dies heute verstehen, nämlich eher im Sinn von leiden und erdulden, ertragen – aber eben im Miteinander einer städtischen Gemeinschaft?

#### d) Fürsten und die Religion

Auch das war das 16. Jahrhundert:

Die Fürstenmacht entdeckte Religionssachen als nützliches Vehikel – die Wittelsbacher auf je eigene Art. Es gehört zu den kleinen Scherzen in der Geschichte: Der sogenannte Augsburger Religionsfriede von 1555 wirkte sich anders aus als intendiert. Denn die gewonnene Einigungsformel gewann eigene Dynamik: „*cuius regio ejus religio*“ wurde für große und kleine Fürsten ein neues Instrument zur Definition ihres Staatswesens. Die zunächst kompromisshafte Trennung etablierte neuen Glanz auf Dauer: Der Binnenraum der „eigenen“ Kirche wurde zum Herrschaftsinstrument, ja zum beglückend-staatstragenden Element, beispielsweise gerade bei Maximilian in Bayern. Der so schwer zu definierende Staat hatte auf einmal ein repräsentatives Deutungselement in der Wahrung der Religionseinheit gewonnen – egal, ob dem sogenannten „alten Glauben“ verpflichtet oder in einer protestantischen Landschaft.

Ökumenisch einig war man sich im Drang zu Ordnung und Kontrolle.

Auf protestantischer Seite intendierte man längst keine Kirche „von unten“ mehr. Landesherren genossen ihre provisorische Funktion als *summus episcopus* auf Dauer. Die aus babylonischer Gefangenschaft (Luther) befreite Kirche ging in die Struktur von Landeskirchen, Konsistorien, Aufsichts- und Verwaltungsgremien über - mit Rechtssammlungen und Amtsblättern, Visitationen und kirchlichen

Gerichten – bis zur zeitweiligen Übernahme staatlicher Aufgaben.

Politisch gesehen bedeutete die kirchliche Trennung zweifellos einen Vorteil. Bis heute verwendet das staatliche Selbstverständnis manchmal noch eine verschwommene Christlichkeit als Baustein – kaum bewusst als Effekt der Trennung und Klärung von 1555. Religiöse Elemente, Volksfrömmigkeit und Kirchengebräuche, wurden nun durchaus als Markenzeichen für Politik und Staat instrumentalisiert.

Man könnte von einem enormen Trennungsgewinn sprechen, heute mit dem Schlagwort der Leitkultur beschrieben.

Also: So trennen sie noch?

8

IV.

Oberflächlich ist es gewiss so.

Die Konfessionalitäten sind vorhanden – und sie haben sich verzweigt. Aber der Kampf um das Recht einer dritten Konfession, in den Amberg hineingerissen worden war, erscheint Vielen heute merkwürdig. Selbst durchschnittlich gut informierte evangelischen Christen entdecken kaum Unterschiede der jeweiligen Gemeindefraditionen zwischen Lutheranern und Reformierten in der Bildsprache der 14-tägig durch das ZDF übertragenen evangelischen Gottesdienste. Und auf der Lehrebene haben sich die Absprachen der Leuenberger Konkordie von 1973 längst zu Verständigungsmodellen einer innerprotestantischen Ökumene entwickelt. Aber auch die Kardinäle Josef Ratzinger und Walter Kasper haben bereits vor vierzig Jahren die scheinbar trennende Augsburger Confessio als Dokument einer gemeinsamen kirchlichen Tradition und als Zeugnis in der Suche nach Katholizität bezeichnet. Kardinal Walter Kasper schrieb damals :

„Würde in allem, was nicht um des Evangeliums willen notwendig ist, den Ortskirchen Freiheit gewährt, dann könnte eine ‚korporative‘ Einheit der heute getrennten Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften in einer Art konziliaren Kirchengemeinschaft, also dem Modell, das der Confessio Augustana vorschwebt, eine realistische Hoffnung sein.“ (LWB-Report 1979, 95)  
Oben – unten, Einheitlichkeit oder Selbstbestimmung, Selbstentscheidung – man arbeitet daran.

Und in großer denkerischer Einheit setzen Katechismen aus der Zeit der Jahrtausendwende an den Anfang aller thematischen Abschnitte anthropologische Überlegungen:

- „Glückssuche als Form der Gottsuche“ heißt es im Katechismus der Katholischen Kirche,

Und: „das Wagnis des Glaubens als Grundsehnsucht neben Mut, Hoffnung, Freundschaft, Liebe und Treue“ liest man im Evangelischen Erwachsenenkatechismus.

Personalisierung und Individualisierung werden akzeptiert. Es gibt längst eine

Konvergenz des Nachdenkens.

Die realen Utopien der Humanität, der Menschenrechte, der Gemeinschaft in Selbstbestimmung lassen sich nicht mehr übergehen.

Was einmal wie Rebellion gegen Gottes festgelegte Ordnung erschien, hat sich zum anerkannten Maßstab gewandelt. Und immer wieder wirkt – durchaus kreativ – die alte Frage nach: Wie war es am Anfang gedacht? Gewiss gehen hier die Ansichten auseinander. Aber gemeinsam treiben uns die einst trennenden Gedanken – über alle einst trennenden Entscheidungen hinweg.

Alte Trennungen sind heute oft nicht mehr gewichtig. Denn neue Trennungen verlaufen quer dazu, vereinen diejenigen, die einst getrennt waren, schaffen neue gemeinsame Aufgaben. Aber wir brauchen den Blick auf die Geschichte, um klarer zu sehen, wo wir herkommen, wo einst und manchmal heute Unterschiede begründet sind, aber auch: Wo wir inzwischen uns in gemeinsamen Anliegen finden. Das haben die Autoren des nun vorliegenden Buches aufgezeigt. Ich hoffe, Sie finden Interesse daran, dort nachzulesen.

Ich danke Ihnen, dass Sie in der Spannung zwischen damals und heute interessiert bleiben.